

L'âme livresque — Anatole France

Von H. W. Eppelsheimer

1.

„Ich bin Pariser, hat Anatole France oft gesagt, mit Leib und Seele Pariser.“ Und immer hinzugefügt: vom linken Ufer der Seine. Gerade darauf war er besonders stolz; er hielt es für nichts Geringes, in dieser großen Stadt, die noch heute der Börse, der Liebe und der Kunst ihre eigenen Quartiere anweist und Adlige, Rentner und Arbeiter noch immer am liebsten mit ihresgleichen zusammensiedelt, auch seinerseits einen angemessenen Geburtsort erlost zu haben: im Viertel der Universität, der gelehrten Institute und der Buchläden geboren zu sein.

Wirklich war sein Vater, France-Noël Thibaut, Buchhändler. Ein bescheidener Mann, der mit gelegentlichen Arbeiten zur Bibliographie um den Namen France die ersten spärlichen Strahlen literarischen Ruhmes sammelte. Sein Laden lag am Quai Voltaire, seine Wohnung am Quai Malaquais. Das wurden die Pole der Welt des kleinen Anatole.

Im väterlichen Laden, wo die Gelehrten sich trafen, die Neuerscheinungen anzublättern und zu bereden; die Uferstraßen mit den Auslagen der Porzellan- und Waffenhändler und den Kasten der Buchtrödler auf der Brüstung der Seinemauer; und drüben über dem Flusse die erhabene, von Geschichte getränkte Szenerie des alten Paris – das ist seine Heimat. Hier ist er, an der Hand der alten Mädchen seiner Mutter, mit kleinen Beinen in die Welt der Großen marschiert; hat er erste Nahrung für seinen jungen gefräßigen Geist, erste Ziele seiner Begeisterung und Sehnsucht gefunden. Von hier aus sah er die Welt: zum erstenmal und immer; denn wo er auch weilte – im Grunde hat er, wie sein Professor Bonnard, immer am Quai Malaquais gewohnt, hoch oben in einem alten Hause, mit dem Blick auf den Fluß des Ruhmes und seinen

eleganten, von der Geschichte verklärten Bereich, auf die schönste und hehrste Stätte der Welt: die Tuilerien und den Louvre, den Pont-Neuf und die Türme von Notre-Dame, den Justizpalast und die Turmspitze von Sainte-Chapelle.

Steine und Bücher! deutete er den Geist dieser Landschaft, die ihn bildete, und den Geist, in dem sie ihn bildete. Sie erzog ihn zum Humanismus. Sie lehrte ihn, Geschichte mit jener Mischung von Stolz und Trauer zu betrachten, mit der die Humanisten ihrer Gelehrsamkeit die liebenswürdige Patina des Poetischen leihen; sie gab ihm Empfindung für die bittersüße Würze, welche die Worte „Nachruhm“ und „Vergänglichkeit“ einer humanistischen Zunge so angenehm empfiehlt. In mächtigen Gegensätzen stellt sie dem Zuge erhabener Bauten, deren Steine, vom Palais Bourbon bis zur Notre-Dame, eines der schönsten und rührendsten Kapitel menschlicher Geschichte erzählen – die Reihen niedriger Antiquitätenläden mit den brüchig und lächerlich gewordenen Resten vergangenen Lebens gegenüber; der steinernen Landschaft, heiliger Arbeit der Väter, der er die Freiheit und Muße des Studiums verdankt und den stolzen Glauben an die Sendung seiner Vaterstadt, die Welt zu belehren, — die Massen des vergilbten, wurmstichigen Papiers, das die Eitelkeit jeder menschlichen Bemühung so eindrucksvoll predigt. Sie bindet Ruhm und Gerümpel der Geschichte zu humanistisch-melancholischem Akkord.

In diesem Rahmen entdeckt Anatole France das Buch; niemals hat es sein Gefühl, hat es seine Vorstellung daraus gelöst. Was er immer an Büchern geliebt, was er an Stimmung unter ihnen empfunden und von ihrer Bedeutung für die Geschichte der Menschheit gehalten hat, das fließt aus der Vision dieser Landschaft. Deshalb hat er diese armen, demütigen Buchhändler so tief ins Herz geschlossen und Zeit seines Lebens mit immer neuem Vergnügen in ihren verstaubten Auslagen gestöbert. Nach Schätzen hat er hier nicht gejagt und Erstaussgaben (wie er fast mit Genugtuung feststellt) nie erbeutet. Er suchte im Buche den treuen, mißachteten und mißhandelten Knecht des menschlichen Ruhmes. Er liebte diese armseligen Zehncentimeskästen, weil er aus ihrem Staub die Geister längst verstorbener Toten zu weisem Gespräch beschwören, weil er in ihnen mit entzücktem Auge den geheimnisvollen Formen vergangenen Lebens und den merkwürdigen Ver-

kleidungen menschlicher Gedanken nachspüren und den unaufhalt-samen Verfall ihrer rührenden Schönheit beklagen durfte. Er fand in ihnen philosophisches Vergnügen: Ergötzung und Unterweisung zugleich. Diese armen Bouquinisten waren seine Lehrer; sie gaben ihm mehr als die Universität und mehr als denen, die „Athalie in 4^o“ oder einen vom Buchbinder verschonten „Tartüff“ bei ihnen fanden. Vor ihren Kasten erkannte er das eitle Bemühen, diese Haufen geschwärzten Papiers noch um einige wenige Blätter zu vermehren (welche Einsicht er freilich nicht befolgt hat); erkannte er die Unbeständigkeit und Unwirklichkeit aller Dinge – wie er die schmerzliche Erkenntnis, daß nichts Menschliches dauern kann, vorsichtig umschreibt.

Das war die Klage der Humanisten von je; der Grund ihrer fortwährenden Anrufe, den Ruhm zu verachten und dem Gedächtnis der Nachwelt zu mißtrauen. Eine Tugend aus Not, enttäuschte, beleidigte Liebe. Und nichts anderes als die Wollust unglücklicher Liebe ist es, die Anatole France hier sucht – „wo die Bücher sich mit der Landschaft mischen“; wo – angesichts des Louvre, der wie ein Geschmeide klar und scharf in der durchsichtigen Luft von Paris steht – die Trödler, alt und mitgenommen von Sonne und Regen, schon wie verwitternde Steinbilder sind, und ihre Auslagen, von fallenden Blättern bestreut und den Vögeln des Himmels beschmutzt, zur Natur und zum Staub zurückstreben.

Es ist die Poesie dieser unglücklichen Liebe, in der sich Bewunderung der Vergangenheit und Erkenntnis der Vergänglichkeit so wundervoll mischen und einem starken Geiste die geschmeidige Milde des Zweifels und die sanfte Neigung zur Traurigkeit geben, die Allem, was er geschrieben hat, so unnachahmlich und so unwiderstehlich entsteigt.

2.

Mit solcher Neigung und Gesinnung konnte Anatole France, der am Quai Voltaire zwischen Raritätenhändlern und Raritäten-schnüfflern jeder Art groß wurde, seinem Schicksal, ein Sammler zu werden, nicht entgehen. Sein Hang nach schönen, kostbaren und merkwürdigen Dingen machte schon den Knaben zum Freund dieser seltsamen Menschen, die allerlei Kram in ihren Schubladen sammeln. Er lauschte ihren Reden und fühlte die zarte Liebe sehr wohl,

die sich unter ihren ketzerischen Urteilen versteckte; er kam, die lächerlichen und fürchterlichen Reste ihrer Sammlungen zu besichtigen, in ihre Wohnungen, die er nicht anders als Folterkammern, halb wahnsinnig und von schrecklichen Gesichtern erfüllt, verließ. Aber er liebte sie, pries immer ihren zarten Geschmack, ihren reichen Geist und ihre angenehmen Sitten. Er traf sich mit ihnen in dieser Neigung zur Traurigkeit, die er selber vor den Kasten der Buchtrödler so unwiderstehlich empfand. „Das Universum in einen Schrank zu stopfen (sagt er einmal in liebevoller Erklärung), ist der Traum aller Sammler. Und da dieser Traum nicht zu verwirklichen ist, haben die wahren Sammler, genau wie die Liebenden, selbst im Glück unendliche Traurigkeiten. Sie wissen wohl, daß sie die Welt niemals in einen Glasschrank sperren können. Daher stammt ihre Schwermut.“ – Daher stammt (fügen wir hinzu) die Liebe des Humanisten für ihren demütigen, verkannten Wandel.

France hat sie in seinen Erinnerungen festgehalten: vom Abbé Dubois, der ihm – mit flatterndem Haupthaar und im langen, flaschengrünen Überrock – so lästerliche Reden gegen Napoleon und die zeitgenössischen Künste hielt, bis zum Vater Le Beau, der in seinem Alter wie ein Knabe war und die außerordentlichste Rumpelkammer bewohnte, bis zu jenem merkwürdigsten aller Bibliomanen, der aus den Büchern alle Seiten riß, die ihm mißfielen, und in kostbaren Einbänden eine Bibliothek von Bruchstücken und Fetzen um sich versammelte.

Er liebte besonders die Bücherfreunde; aber unter ihnen nicht die reichen, erfolgsicheren, nicht die Sammler von Wiegendruckten, Erstausgaben der Klassiker und königlichen, für Heinrich II., Diana von Poitiers oder Mazarin hergestellten Einbänden, sondern die demütig-zärtlichen Liebhaber vergessener Theologen und verachteter Kuriositäten, die ihre Wünsche nicht höher als zu einem Pergament- oder Kalbslederband erheben durften. Der verwöhnte Kenner fand einen melancholischen Reiz in der Beobachtung einer Leidenschaft, die sich an einem armen Schweinslederband entzündete, – und doppelte Freude, wenn er einen seiner geliebten Kleriker auf solcher Sünde ertappte. So sah er eines Tages einen Kanonikus ein Exemplar der „Vies des Pères du Désert“ mit zärtlicher Hand lieblosen (was eine Sünde war, und eine um so schwerere, als das Buch jansenistisch ist) – und wunderte sich nicht, im Schuldbuch des Engels

(In quo totum continetur, unde mundus judicetur) als weitere Fehl-
tritte dieses Kanonikus verzeichnet zu finden: daß er sich eines
Tages auf dem Quai Voltaire an „süßen Berührungen“ und ein
andermal, bei einem Buchhändler am Quai des Grands Augustins
am Geruch der Bücher delectiert habe.

Das waren ja nun Sünden, deren sich France selber fortwährend
schuldig machte! Denn so kostbare und kostspielige Liebhabereien
er hatte, so sehr er Gemälde und Stiche, so sehr er Möbel und schöne
Frauen liebte und so ausgiebig und vollendet er dies alles in einem
langen, gesunden und reichen Leben genoß – seine größte Leiden-
schaft waren die Bücher. Er liebte sie mit der Sinnlichkeit, ohne
die es für ihn keine Liebe gibt: streichelte und liebte sie; er
brauchte die Berührung ihres Leders und den Geruch ihres „ge-
schwärzten Papiers“; er erkannte den wahren Bibliophilen sofort
an der Art, wie er ein kostbares Buch anfaßte: wie er es zärtlich
und fest zugleich preßte, genießerisch über seinen Rücken, über
seinen Schnitt fuhr und mit zitternden Fingern die deliziosen Nar-
ben seines Leders suchte . . .

Er, der so Weniges mit seiner Ironie verschonte, hat sich über
die Sammler nie lustig gemacht; einmal nur nahm er einen kleinen
Anlauf dazu und meinte, das Einordnen von Büchern in einen
Schrank gleiche den Sandbauten der Kinder am Meer; wie diese
von den Wellen, so würden jene vom Auktionator immer wieder
verstreut. Aber er fügte sofort hinzu, daß man nach Artung und
Lauf dieser Welt nichts Besseres tun könne, als mit zehn Jahren
mit Sand zu bauen und mit sechzig zu sammeln.

Er hat das Sammeln schöner Bücher immer für eine geschmack-
volle, würdige Beschäftigung gehalten – selbst bei Denen, die in
ihren Büchern nicht lasen. („Essen denn die Porzellansammler von
ihrem Porzellan?“)

3.

Für sich selber freilich brauchte Anatole France solche Verteidi-
gung nicht. Er nahm seine Bücher nicht nur wie eine kleine Plastik
aus edlem Stoff oder eine wohlgeformte Vase in die kosende Hand;
er schlug sie nicht nur auf, um sie zu riechen – er las sie auch. Er
liebte sie um all der friedlichen Beschäftigungen willen, die man
sich mit ihnen machen kann, indem man sie ausschreibt oder über-

setzt, vergleicht, kommentiert oder katalogisiert. Er war zehn Jahre alt, als er dem alten Le Beau bei seinen Katalogisierungsarbeiten zusehen durfte, und fand es schon damals viel schöner, zu katalogisieren als Schlachten zu gewinnen. Er hat seine Meinung (wie er gesteht) später ein wenig geändert, aber im Grunde nicht so sehr, wie man annehmen könnte. Mit Recht oder Unrecht glaubte er sich durch das Beispiel dieses Alten, den er immer in geblühtem Schlafrock und Nachtmütze am ungeheuren Tische sitzen und tausend kleine Zettel mit seiner engen regelmäßigen Handschrift bedecken sah, in seiner Neigung zum Lesen und Erklären alter Texte bestimmt; mit Recht war er überzeugt, in dieser Rumpelkammer zuerst und unauslöschlich kennengelernt zu haben, was er immer des Lobes und Neides wert fand: den Frieden einer einfachen Seele bei geistiger Arbeit ohne Mühe und Unruhe.

„Ames livresques“ nennt Anatole France diese Beneidenswerten. Für sie besteht das Weltall aus Papier und Tinte. Das Leben spielt sich auf ihrem Arbeitstische ab. Um die Wirklichkeit, die sie eigensinnig nur aus ihrem schriftlichen Niederschlag studieren, machen sie sich keine Sorgen; wissen von der Schönheit der Frauen nur, was darüber geschrieben ist; kennen von Arbeit, Leid und Enttäuschung der Menschen nur, was man davon auf Bünde heften und in Leder binden kann. Sie sind Ungeheuer in ihrer Unschuld: nichts kann sie verwirren. Ihren Patron fand France in dem russischen Klosterbruder und Chronisten Nestor, so wie ihn Gustav Doré einmal auf einer kleinen Zeichnung dargestellt hat: in seiner Zelle, an seinem Tisch, vor seinem Papier, schreibend, während das Land um ihn her brennt; schreibend, während eine wilde Soldateska sein Kloster stürmt und plündert; schreibend, während es einstürzt, und seine Zelle, nur durch ein Wunder, wie ein Vogelbauer am letzten Giebel hängt, schreibend . . .

Wenn der milde „Monsieur Anatole“ eine so ungeheuerliche Vollkommenheit für sich selber niemals angestrebt hat, so kennt er doch sehr wohl die tiefe Wollust, mit Arbeit und Büchern friedlich allein zu sein. Die Studierstube Bergerets und Bonnards Bienenzelle, wo er den herben Honig der Gelehrsamkeit bereitet und den Winter „in angelo cum libello“ verbringt; die Bibliotheken, die er diesen Gelehrten, die er in den Häusern de Gabry und d'Espavriev und dem tollen Herrn von Astarac eingerichtet hat – sie verraten

zur Genüge seine Wünsche. Wie reich hat er sie ausgestattet mit köstlichen Pergamenten und Folianten, mit einzigartigen Einbänden und krausen Titeln! Mit welcher unwahrscheinlichen Fülle abenteuerlicher Seltenheiten hat er die „Astaraciana“ zum Rang des berühmten Viergestirns der Bodleiana, Ambrosiana, Laurenziana und Vaticana erhoben! Wie verliebt hat er sie beschrieben mit ihrem dämmrigen Licht, ihrer Ordnung und traumhaften Stille und den vielfältigen Gerüchen der Leder, Papiere und Tinten, mit denen sie ein Bücherherz erfreuen! In ihren tiefen Nischen stehen große Globen und auf den Sims der Gestelle in Gips die Köpfe, von denen diese Herrlichkeiten ausgingen – und im Winkel ruft ihr glücklicher Besitzer nach guter Humanistensitte die kriegerischen Tugenden seines Katers Hamilcar, „des schlaftrunkenen Fürsten im Reiche der Bücher“, gegen die nichtsnutzigen Nager auf.

Das war Anatole Frances ideale Atmosphäre. Den Stoßseufzer, den der Anblick einer Benediktinerabtei noch kurz vor seinem unrühmlichen Tode dem guten Abbé Coignard entlockt, dürfen wir ohne Zögern für ein Bekenntnis seines geistigen Vaters nehmen: „Hätte Gott gewollt, daß mein Schicksal meinem Charakter entsprochen hätte, so wäre mein Leben unbekannt, heiter und mild in einem dieser Häuser verstrichen. Keinen Orden schätze ich wegen seiner Lehre und seiner Sitten so hoch wie die Benediktiner ein. Sie haben wundervolle Büchereien! . . . Mich verlangt heftiger denn je, mich an einen Tisch zu setzen in irgendeiner ehrwürdigen Galerie, wo zahlreiche, ausgewählte Bücher stumm versammelt wären. Ihr Gespräch ziehe ich dem der Menschen vor, und mein Wunsch ist, in geistiger Arbeit der Stunde zu harren, wo Gott mich von dieser Erde nimmt . . . Ich habe verschiedene Arten des Lebens erprobt und halte dafür, die beste sei, sich dem Studium zu widmen, in Frieden den wechselnden Geschicken der Menschen beizuwohnen und durch das Schauspiel der Jahrhunderte und der Reiche die Kürze unserer Tage zu verlängern. Doch hierbei braucht man Folgerichtigkeit und Standhaftigkeit. Sie haben mir in meinem Dasein am meisten gefehlt. Wenn ich, wie ich hoffe, meiner üblen Lage noch entrinnen darf, so werde ich mich anstrengen, in einer gelehrten Abtei, wo die gute Literatur in Ehre und Kraft steht, ehrenvolle, sichere Zuflucht zu finden. Ich sehe mich schon dort, wie ich den rühmlichen Frieden der Wissenschaft schlürfe.“

Die den kleinen Roman „Professor Bonnards Schuld“ gelesen haben, werden sich der Stelle gewiß erinnern, wo der alte Gelehrte bei Tagesanbruch in sein Studierzimmer schleicht, um von seinen Büchern, die er zum Verkauf und deren Erlös er als Mitgift für seine Pflgetochter bestimmt hat, – noch einen Band, irgendeine ehrwürdige gotische Schrift oder einen edlen Dichter der Renaissance, das Kleinod, das Prachtstück, von dem er die ganze Nacht geträumt hat, vom Brett zu nehmen und tief in den Schrank mit den zurückgelegten Büchern zu stopfen.

Dieser halbe Diebstahl des alten Professors wiegt schwerer als der ganze Mord, den der kleine demütige Bibliothekar Sariette (im „Aufruhr der Engel“) um seinen kostbaren Lucrez vollbringt; er sagt uns überzeugender, wie sehr France die Bücher geliebt hat.

Er hat sie zu sehr geliebt. So sind ihm die Augenblicke nicht erspart geblieben, wo er sie zu hassen meinte. Dann konnte er sich in wortgewaltigen Deklamationen – die freilich gerade die Übertreibung wieder zu Liebeserklärungen macht – von ihrer Schädlichkeit und Gefährlichkeit nicht genügen: nannte sie Werke der Zauberei, aus denen alle Arten Geister verwirrender und Herzen verwandelnder Bilder entweichen, machte sie für unsere Dummheiten und Dummheit verantwortlich und pries die Zeiten, da man noch ohne sie lebte und gleichwohl Moral nicht nur hatte, sondern auch Poesie und aus Barbarei den Übergang zur Zivilisation bewirkte. „Lieben wir die Bücher (rief er aus), sie kommen uns teuer genug zu stehen! Lieben wir sie; wir werden daran sterben! Ja, die Bücher töten uns! Glaubt mir, der ich sie anbetete, der ich mich ihnen lange rückhaltlos hingab: Die Bücher töten uns!“

Es ging ihm dabei ein wenig wie seinem Jérôme Coignard, der sich eines Tages gedrängt sah, auszurufen: „Ich hasse die Wissenschaft – weil ich sie zu sehr geliebt habe!“ und dabei der Wollüstigen gedenkt, die den Frauen vorwerfen, sie hätten ihre allzu heftigen Träume nicht wahrgemacht. – Es sind die Qualen der Eifersucht, die diesem Verliebten nicht erspart bleiben, wenn er die „monströse Orgie“ unserer Bücherproduktion betrachtet, die seine Schätze zu entwerten und sein Laster gewöhnlich zu machen droht. Er, der von Kindheit an mit niemals nachlassender Leidenschaft

gelesen, aus jedem Zweig der Dichtung und jedem Bezirk der Wissenschaft jede Art von Buch – (wie man versichert) bis zum Konversationslexikon – gelesen hat und geradezu unfähig war, der Verführung, mit der alles Gedruckte auf ihn wirkte, zu widerstehen – er war von der steigenden Lesewut seiner Zeit sehr unangenehm berührt. Er fand heraus, daß die Bücherschlinger wie Opiumesser sind. „Sie leben in einem Traum. Das feine Gift, das in ihr Gehirn dringt, macht sie unempfindlich für die wirkliche Welt und liefert sie schrecklichen oder bezaubernden Gesichten aus. Das Buch ist der Haschich des Abendlandes.“ Er schließt seine enttäuschte Schau mit der Weissagung, daß wir eines Tages alle – Bibliothekare sein werden; was in der Tat – und nicht nur für ihn, der damit die Erinnerung an den unangenehmen Zwang der Dienststunden verband, schrecklich und wahrlich das Ende wäre!

5.

Einige seiner Kritiker sind allen Ernstes der Meinung, Anatole France habe zuviel gelesen. Sie haben die Spuren zusammengestellt, die seine Lektüre in seinen Werken hinterlassen hat; sie belegen mit Einzelheiten, was wir als Ganzes ohnedies wissen: daß sein Stil ein Mosaik ist; sie widerlegen nicht (und wenn sie noch soviel Racine, Voltaire, Renan und Flaubert darin aufzeigen), daß dieser Stil in jedem Satz – Anatole France ist. Sie machen nur Eines damit offenkundig: daß sie diesen Mann mit einem falschen Maßstab messen.

Es klingt grotesk, wenn er in „*Vie littéraire*“ einmal behauptet, „Niemand erfinde jemals etwas Neues“; aber schließlich kennzeichnet er damit (wenn auch schärfer und offenerziger als wir sonst gewöhnt sind) nur den Standpunkt eines dichterischen Ideals, das er so wenig erfunden hat, wie wir es abzulehnen haben; eines Ideals vielmehr, das in mächtiger Überlieferung von den Römern über den italienischen Humanismus und das französische achtzehnte Jahrhundert eben bis zu France selber immer wieder seine lebendige Kraft bewiesen hat: des „lateinischen“ Zweiges unserer abendländischen Dichtung, der sich vom „germanischen“ wesentlich durch seine Beziehung zur Wirklichkeit unterscheidet. Es ist weder Zufall noch Unvermögen, sondern entspricht dem Kernsatz dieser lateinischen Kultur, für welche „Welt“ nur das

von Menschenhand und Menschengestalt Geformte und Gedachte ist – daß auch ihre Dichtung nicht das ungeformte chaotische Leben, sondern seinen Niederschlag in Kunst und Literatur zum Stoff sich nimmt; also ihr Ehrgeiz nicht auf Einmaligkeit und Ursprünglichkeit, sondern auf Tradition und Meisterschaft gerichtet ist, und sie nicht auszieht, neue Reiche ungeformten Lebens zu erobern, sondern sich überzeugt hält, daß nichts mehr zu erfinden, das Erfundene bestenfalls schöner, klarer, eleganter noch einmal zu sagen sei.

Anatole France verkörpert dieses Ideal in Reinheit. Daher seine Skepsis – einem Leben gegenüber, das sich ihm mit Fragen zu quälen scheint, die längst entschieden sind; daher seine Unlust, zu erfinden oder unmittelbare Wirklichkeit in Dichtung umzusetzen; daher seine Unbekümmertheit in der Aneignung fremden Literaturgutes. Er hat schon als Junge bei seinen Zeichnungen die Entdeckung gemacht, daß „die Natur verwickelt und schwer nachzuzahlen ist“, und niemals besondere Anstrengung versucht, diese Schwierigkeit zu überwinden, sondern seine Landschaften nach Stichen und seine Figuren (wenn er nicht sich selbst oder den einen oder anderen seiner Zeitgenossen abbildete) nach literarischen Vorbildern gezeichnet. Er lebte im Gestalteten – in der Kunst, besonders aber im Buche.

Sein eigentliches Genie war: zu lesen, in dieser genialen Art zu lesen, kraft welcher er die Bücher zu einer höchst persönlichen, aber strahlend-lebendigen Wirklichkeit erhob. Er lebte in seiner Lektüre wie Andere in der Welt. Er war, von Büchern erfüllt und von Büchern geformt, wie ein Gefäß, das von seinem kostbaren Inhalt verschönt und veredelt wird. Mit vierzig Jahren noch war er (nach der Schilderung eines Freundes) mit dicker Nase, fahler Haut und borstigem Zwickelbart eine beunruhigende Mischung von „Seminarist, Bonapartist und Faun“ und (nach der Meinung seiner späteren Freundin) durchaus kein Mann, mit dem ein Salon hätte Ehre einlegen können. Aber das Schicksal gab ihm Zeit zu reifen, und mit sechzig und mit achtzig noch entzückte er Alle, die ihn sehen und hören durften, durch einen herrlichen, in marmorner Härte gemeißelten und geschliffenen Kopf, ganz dunkle, von Lebenskraft und Gescheitheit funkelnde Augen, eine bezaubernde Stimme und die gewählteste Sprache der Welt – durch eine köstliche Vereini-

gung von Milde und Ironie, von Weisheit und kindlicher Bosheit, Liebenswürdigkeit und Eleganz, die ihn als wahren Götterliebbling erscheinen ließen.

Aber niemals war er liebenswerter und geistvoller als unter Büchern, und es ist gewiß kein Zufall, daß ihn die Schilderungen der Freunde und Schüler so oft in solcher Umgebung festhalten: In „seinen“ Buchhandlungen, in denen er – ganz wie Coignard in der „Heiligen Katharina“ oder Herr Bergeret bei Paillot – zu schmökern und auf das Stichwort, das ihm ein Band gibt, den er gerade aufschlägt, zu improvisieren liebte – oder noch schöner in seiner eigenen Bibliothek, im hohen Sessel vor dem großen Arbeitstisch, in der edlen Umrahmung seines Renaissancekamins: mit der rotseidenen Mütze auf dem weißen Haar und den schildpattgefaßten Augengläsern, die er, lesend und plaudernd, ewig auf- und absetzt. Um ihn herum seine Gemälde, Marmorbilder und bemalten Holzskulpturen – und wandauf, wandab seine geliebten Bücher, die er sehen, fühlen, riechen, von denen er immer eines in der Hand haben muß, um ganz er selbst zu sein: – Er, der mehr und in tieferem Sinne als irgend Einer, den er darum beneidete, bewohnt und besessen war von einer „âme livresque“.

Vgl. „La Vie littéraire“, besonders die Widmung an Adrien Hébrard und den Aufsatz „Bibliophilie“ im zweiten Teil. – „Le Livre de mon ami“, Kap.: Les Humanités. – „La Vie en fleur“ (Herr Dubois, Die Wohnung des Herrn Dubois, Nachwort). – „Pierre Nozière“ (Herr Debas, Der Gardist). – Danach auch seine Romane „Le Crime de Sylvestre Bonnard“, „La Rôtisserie de la Reine Pédauque“ und „Révolte des Anges“ an vielen Stellen. – Ich habe mich öfter an den Wortlaut France's gehalten, als ich durch Anführungszeichen erkennen lassen kann; die wörtlichen Zitate sind den im Musarion-Verlag, München, erschienenen Übersetzungen entnommen.